

Schaufensterpuppen: Mehr als optische Signale in die Richtung von Zuschauern, die gerne gesund und makrobiotisch leben, Bauernhäuser zu zweiten Wohnsitzen ausbauen und sich das alte Linnen zu neuen Kleidern zurechtschneiden, sendet der Film nicht aus. Er erzählt vom Badesalz der Erde.

Während „Days of Heaven“ also so tut, als sei Armut eine reine Geschmacksache, ist der Hollywood-Veteran Martin Ritt („Der Strohmann“) schon durch seine bitteren Erfahrungen während der McCarthy-Ära vor solchen Veräußerlichungen sicher.

Sein Film „Norma Rae“ scheint ebenfalls aus den bösen alten Tagen des hemmungslos ausgebeuteten, weil unorganisierten Proletariats zu stammen und spielt doch (dies die geplante böse Ironie des Films) in der Gegenwart, in einem kleinen Nest in den Südstaaten, wo gewerkschaftliche Organisation der Textilarbeiter noch ein Akt des Ungehorsams ist, wo man mit Negern tunlichst nicht in die gleiche Kirche geht und wo eine ledige Frau mit einem Kind noch als Hure gilt.

Das Rührende, um nicht zu sagen Peinliche an Ritts Film resultiert daraus, daß er diese Rückständigkeit mit einem aufklärerischen Pathos schildert und bekämpft, das sich genau an den im Film geschilderten Bewußtseinsstand zu wenden scheint.

Mit anderen Worten: Er reitet immer wieder heftige Attacken gegen eine Haltung, die eine Frau verachtet, bloß weil sie schon mit mehr als einem Mann im Bett gelegen hat.

Eine solche Frau, so sagt uns der Film treuherzig, muß nicht unbedingt schlecht sein. Sie kann sich bessern, wenn sie auf den Sex außerhalb der Ehe verzichtet und für den Achtstundentag kämpft.

Auch sonst geht Ritt die soziale Frage mit den Mitteln einer Heiligenlegende an. Ausbeutung ist es beispielsweise, wenn ein Textilarbeiter auf einmal seinen Arm nicht mehr bewegen kann, aber dennoch weiterarbeiten muß, weil noch fünfzehn Minuten bis zur Pause fehlen, und so prompt tot zusammenbricht.

Armut ist es zum Beispiel, wenn ein Arbeiter der an der Haustür verbendenen Gewerkschafterin einen dampfenden Topf mit heißem Wasser sowie drei kläglichen Kohlrabis zeigt und ihr als Schmalhans Küchenmeister erklärt, davon müßten sieben Leute satt werden.

Daß sich das Elend heute anders darstellt als in diesen Märchen des Grimms, scheint Ritt in seiner sicherlich gerechten Empörung zu übersehen, während er das Pathos von Onkel Toms Hütte über die Leinwand schwappen läßt. Die Geradlinigkeit, mit der „Norma Rae“ erzählt wird, kennt jedenfalls nur offene Türen zum Einrennen.

In die südliche Stadt, deren einzige Produktionsstätte eine Textilfabrik ist, kommt ein New Yorker Gewerkschafter, der, da er Jude ist, auch noch südstaatliche Vorurteile gegen sich freisetzt. Nach und nach gewinnt er in der Arbeiterin Norma Rae eine Bundesgenossin, die, nach ihrer schweren täglichen Arbeit und obwohl Mutter von drei Kindern, immer wieder Flugblätter verteilt, Briefe tippt, Versammlungen organisiert.

Als sie die demagogischen Praktiken des Unternehmers aufdecken will, indem sie einen antigewerkschaftlichen Anschlag vom Schwarzen Brett abschreibt, wird sie verhaftet und gefeuert.

Bei den Nachbarn ist sie ohnehin schon unten durch, da alle glauben, sie schlafe auch noch mit dem in philosophischer Bilderbuchmanier gezeichneten Gewerkschafter — ein Vorwurf, den der Film weit und fast entrüstet von sich weist.

Der vorbildliche Kollege ist so selbstlos, daß er, schlimmster seiner vom Film neckisch vorgebrachten Fehler, ihr höchstens einmal gedankenlos einen halben Apfelkuchen wegnascht, ohne ihn zu bezahlen.

Derartiger Edelmut, den Norma Rae (Sally Field spielt sie so verschwitzt, daß man das für realistisch halten könnte) in der Nacht auch ihren kleinen, zu diesem Zweck aus dem Schlaf geweckten Kindern vorträgt, zahlt sich aus. Am Ende stimmt die Mehrheit in der Fabrik für den Beitritt in die Gewerkschaft, das soziale Happy-End ist da.

Über die Problematik amerikanischer Gewerkschaften kann sich ein so einsinnig erzähltes Traktat ebensowenig Gedanken machen wie über die Tatsache, daß Norma Rae in diesem Film gehorsam wie eine heilige Johanna höhere Aufträge ausführt, ohne nach deren Sinn und Zweck zu fragen.

Daß der Befehl nicht von Gott direkt, sondern von einem ziemlich irdischen New Yorker ergeht, mag man als Fortschritt empfinden — besonders emanzipatorisch ist es nicht.

So ist „Norma Rae“ eine wohlgefällige Schnulze, gültig erzählt für all die Gegenden, wo man Betriebsräte und Gewerkschafter in der Mittagspause vor der Kantine auf dem Scheiterhaufen flambiert. Auch aus purem Pathos ergibt sich ein bestenfalls dekoratives Proletariat.

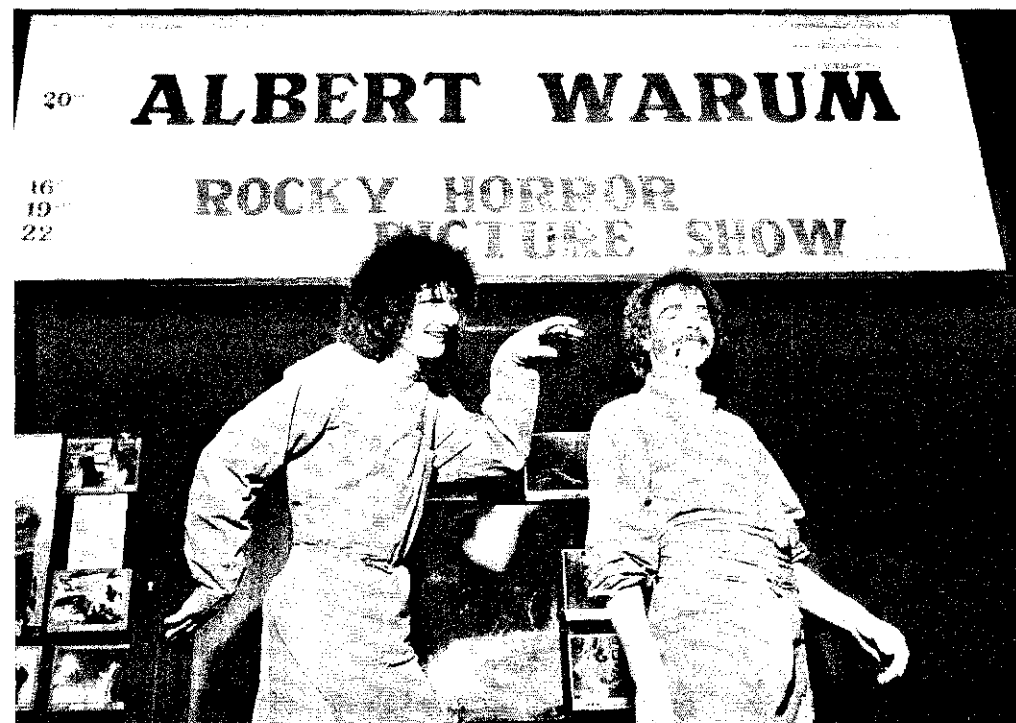
Hellmuth Karasek

ROCK

Traumland Kino

Die „Rocky Horror Picture Show“ — vor zwei Jahren in deutschen Kinos angelaufen — entwickelt sich in den Großstädten zum kuriosen Publikumsfest: Kino zum Mitmachen.

Brave Ruhe während der Filmvorführung ist hier unbekannt. Diese Fan-Gemeinde starrt nicht tumb auf die Leinwand, sondern macht Feierabend im Kino — laut und bacchanalisch: „Hey, gib mal den Sekt rüber! ... Mir auch! ... Aah, klecker nicht so ...“ Bierdosen kreisen, Rotweinfla-



„Rocky Horror Picture Show“-Fans: Jeden Abend Maskenball

schen, auch Schnaps. Es läuft die „Rocky Horror Picture Show“ — ein wüster Rock'n'Roll-Film und mehr: Gleich der Eingangssong verspricht eine „fürchterliche Anmache“.

Seit Monaten ist das hinreißend verrückte Film-Musical des Regisseurs Jim Sharman und des Komponisten Richard O'Brien in der Bundesrepublik ausverkauft — trotz englischer Originalfassung und fast ohne herkömmliche Werbung: ein Kult-Gegenstand, der seine Anhänger immer wieder in kleine Off-Kinos lockt.

Der Horror hatte im Jahre 1973 in einem Londoner Mini-Theater begonnen, als ein Bühnen-Musical, das, so Richard O'Brien, auch Librettist der Show, „jeden Zehnjährigen erfreuen“ sollte. Der brausende Erfolg trug die Hinterhof-Produktion alsbald in ein 500-Plätze-Theater und brachte ihr ein Gütesiegel ein: „Bestes Musical des Jahres 1973“.

Mit Hilfe eines amerikanischen Musik-Industrie-Tycoons, Lou Adler, konnte im Jahr darauf der australische Regisseur und Show-Spezialist Jim Sharman das „Rocky“-Musical verfilmen. Sharman, „leidenschaftlicher Liebhaber alter Horrorfilme“, balancierte dabei „auf dem schmalen Grat zwischen Hommage und Parodie“ und streunte hemmungslos durch filmische Trivial-Genres, von Slapstick bis zur Science-Fiction.

Der Film spielt zur Zeit der Nixon-Präsidentschaft. Ein Pärchen wie aus einem amerikanischen Frischhaltebeutel, Brad und Janet, stolpert unversehens in die anhebende Frivolität der siebziger Jahre, gerät in sexuelle Konfusionen und in die verhexten Mythologien-Dschungel des guten alten Kintopp: Grusel-Schloß, verrückter Doktor, Frankenstein-Monster, sinisterer Sendbote außerirdischer Sphären.

Überall dort, wo die aberwitzige Emanzipationsgeschichte des verklemmten amerikanischen Mittelstandspärchens Brad und Janet seit längerem läuft, kommt mittlerweile ein zweites Drehbuch zur Aufführung: Das Publikum agiert, und die Regie führt der Film.

Egal in welcher Stadt, zu welcher Zeit der Film auch läuft — die Rollen sind bekannt: Die Fans verwandeln ihr Kino in ein Meer von Wunderkerzen — genau dann, wenn Brad und Janet im Film das „Licht über dem Frankensteinplatz“ besingen.

Ein paar Kilo Reis fliegen durch die Münchner, Berliner, Hamburger, Kölner, Frankfurter Kinoluft — denn im Film gibt's eine Heirat. Klopapier-schlangen flattern einem über den



Zuschauer beim Reis-Werfen



Zuschauer entzünden Wunderkerzen wäh

Kopf bei der „Geburt“ der Kreatur Rocky, der wie eine Mumie aus weißen Bandagen gewickelt wird. Und man wird naß: Wasser aus Spritzdosen macht das Sauwetter auf der Leinwand zur lustigen Ferkelei im Saal.

Vom Publikum mit großem Hallo begrüßt, öffnet eine Karikatur des Glöckners von Notre-Dame das gruselig ächzende Schloßtor: Riff Raff, Faktotum, Intrigant, Fremdenführer in einer verschrobenen Wunderwelt. Und unter dem wohlwissenden Gelächter der Zuschauer stolpern die Musterkinder Brad und Janet durch dieses bis oben mit herrlichem Plunder gefüllte Schloß: Schauplatz der Exhibitions-Party von Frank'N'Furter (sprich: „Fränkenförter“), einer narzißtischen Tunte mit liebenswürdigen Macken und einer gehörigen Portion Cäsarenwahn. Frank'N'Furter besingt sich selbst, anspielungsreich, genüßlich, als „süßer Transvestit aus der transsexuellen Galaxie von Transsylvanien“.

Und auf seiner Party, mit den verrückten, kauzigen Gästen aus Transsylvanien und seiner abgründigen Travestie auf Monster-Movies und Liebesgeschichten, fühlen sich die Zuschauer selbst als Gäste. Das Begleitfest im Kinosaal ist ein feuchtfrohlicher, lustvoller Affront gegen die Biederkeit normalen Kinos.

Die Leute reden bunt durcheinander, kommentieren Filmszenen, tanzen, trinken, jubeln, lachen. Kaum ein Lied,



Filmfigur „Frank'N'Furter“

dessen Refrain nicht mitgesungen wird, kaum eine Szene, die nicht irgendwer verzückt mitquasselt. Viele kommen in phantastischen Kostümen, geschminkt wie die Figuren des Films: Kino wird zum Happening, zum Karneval, zum Maskenball.

„Don't dream it, be it“ ... Träum' nicht davon, sei es, tu' es. Wenn der Film eine Aussage hat, dann die. Und das Stammpublikum — manche waren schon über fünfzigmal drin, nur wenige feiern Premiere — nimmt diesen Appell gegen die Vernachlässigung seiner Tagträume ernst, findet sich nicht da-



rend der Filmvorführung in einem Kölner Kino

Vorfürhungen, aber „die Touristen versauen einem die Stimmung, weil die nicht mitmachen“. Zustimmung ist verlangt — Distanz, auch kritische, verpönt. Einige jedoch stoßen zu denen, die zweimal pro Woche kommen — vor allem in die Nachtvorstellungen.

Wäre die „Rocky Horror Picture Show“ kein Musikfilm mit so wunderschönen Rocknummern, hätte sich ein solcher Erfolg wohl nie eingestellt. Der Film ist wie eine Platte, die man immer wieder auflegt. Und er läuft ständig: in München ununterbrochen seit zwei Jahren, im Kölner Uni-Center seit 35 Wochen, auch in Berlin, Hamburg und Frankfurt wurde er zu dem „Dauer-



Besucherin im Filmkostüm

„Rocky Horror“-Film, Publikum
„Träum' nicht, tu' es!“



Filmfigur „Riff Raff“



Besucherin im „Rocky“-Look

mit ab, daß der lüsterne Klamauk nur bebilderte Leinwand sein soll.

„Rocky“, wie die Fans ihren Film liebevoll nennen, weckt Sehnsüchte. Und die Nestwärme des informellen Fan-Clubs, der sich allabendlich im Kino trifft, schafft Selbstsicherheit, Mut, den geweckten Spaß an der Freude auch auszuleben. „Rocky“ stimuliert zum Gesinnungstreff, zum nächtlichen Ausbruch aus dem Muff des humorlosen Alltags.

Da kommen dann auch, weil sich das rumgesprochen hat, Neulinge in die

brenner“, der er in New York schon seit Jahren ist.

Verständlich, daß auch größere Lichtspieltheater neuerdings Interesse an dem Film bekunden. Aber die „Twentieth Century-Fox“ will ihn nicht den Kino-Haien in der Innenstadt ausliefern.

Der Verleih hat erkannt — unter dem Druck der kleinen Programmkinos erkennen müssen —, daß eine großangelegte Vermarktung den Film „kaputtmachen“ würde. Kommerzielle Groß-Einsätze, teure Werbung, Marketing-Strategien können ein authentisches Phänomen der Gegenkultur wie die „Rocky Horror Picture Show“ nicht fördern, sondern nur zerstören. ◆